



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Delhi.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Delhi. *)

Das heutige Delhi liegt in einer meist unfruchtbaren, nackten Ebene, auf einer felsigen Hügelreihe am rechten Ufer des hier neunhundert Fuß breiten Djamna. Seinen Namen soll es schon seit dem siebenten Jahrhundert vor Christo von einem seiner Brahmanenbegründer, Delu, erhalten haben. Keine Hauptstadt der Welt, auch Rom nicht ausgenommen, das von ziemlich gleichem Alter ist, und einst dieselbe Größe hatte, wie Delhi, kann mehr Wechsel erlebt haben, als dieses. Die heutige Stadt steht zum Theil auf den Trümmern von Indraprastha, der Hauptstadt des alten, vor mehr als dreitausend Jahren gegründeten Reiches Kuru, welches die Volks Sage als den Urstiz der Hindurace bezeichnet.

Jener Sultan, Mahmud I. von Ghazna, der einen Schwur darauf gethan, für den Islam zu kämpfen, unternahm allein im Laufe der Jahre 1004—25 zwölf Feldzüge nach den Indus- und Gangesländern, bis Kandje, Gwalior, Kallindjer und Somnat, um die Fahne des Propheten, die schon seit drei Jahrhunderten über Kabul wehte, auch in Hindostan und in Kaschmir aufzupflanzen. Zwar gelang es ihm nicht, eine dauernde Herrschaft dort zu begründen, er hinterließ jedoch dem Lande in seinen Statthaltern (Newabs oder Nabobs) ebensoviele Despoten, und erst einem von diesen, Mohammed Ghuri, dem aus Chorasan stammenden Gründer der Ghuridendynastie, glückte es, im Jahre 1193 Delhi zu unterwerfen. Er und seine Nachfolger drangen bald weiter, bis nach Bengalen und Malwa vor, unterjochten den größten Theil von Hindostan, und wiesen siegreich die nun, seit 1221 beginnenden Mongoleneinfälle zurück. Unter dem neunten der Ghuriden, Scheias ud Din Bulbun (1266—86), ward Delhi zu einem Asyl aller von den Tchingischaniden aus ihren Staaten in ganz Mittel- und Westasien vertriebenen Könige und Prinzen gemacht, die hier nach ihrem Range den Thron des mächtigen Kaisers umstanden. In Pracht und Reichthum, in Künsten und Wissenschaften war der Hof von Delhi der glänzendste der Welt und die Stadt überbot selbst die kaiserliche Roma an Umfang.

Den Ghuriden folgte die Dynastie der Ghildje (1288—1321) und diesen die Toghluks (1321—1413), beide gleichfalls dem Stamme der Patans oder Afghanen angehörend. Unter diesen wendet sich Delhis Geschick. Dem zweiten der Toghluks, dem tyrannischen Kaiser Mahmud (1325—51), der der Nero seiner Zeit war, gelang es, ganz Hindostan und das nördliche Dekhan seinem Scepter zu unterwerfen; ja er trieb seinen Uebermuth so weit, mit einem Heere

*) Entnommen aus J. G. Kugners Auszug des Prachtwerks über die Reise des Prinzen Waldemar von Preußen. S. unten unter Literatur.

von vierhundert siebzigtausend Reitern auch Chorasan, Turkestan und — China erobern zu wollen, verlegte in seinem Zorn gegen die Bewohner Delhis um das Jahr 1330 die Residenz von da nach Deoghri (in zwanzig Grad Breite), das ihm mehr in der Mitte seines Reichs zu liegen schien, und das er Daulatabad, „Stadt der Herrschaft“, nannte. Luxus und Ueppigkeit, die in Delhi bis zum Uebermaß gestiegen waren, ließen schnell nach; die Stadt entvölkerte sich und ganze Quartiere wurden den Eulen und Raubthieren Preis gegeben. Aber von den Dehkan-Radjahs angegriffen und geschlagen, sah der hochmüthige Tyrann sich genöthigt, die Residenz wieder nach Delhi zurück zu verlegen, und bald, unter seinem Nachfolger Ferôz Toghluk (1351–86), einem milden, gerechten Fürsten, einem Mäcen der Wissenschaften und Förderer des Städtebaus und der Colonisation, so wie der großartigsten Kanalbauten, kamen Land und Hauptstadt wieder zur Blüte, obschon ersteres durch die Losreißung Bengalens im Osten und aller südlichen Provinzen sehr an Umfang verlor.

Aber auch Delhis Glanz sollte nur wenige Jahre noch dauern. Timur (oder Tamerlan), der grausame Tartarenfürst, der bereits die halbe Welt erobert hatte und am Ende seiner Tage (1405) siebenundzwanzig Kronen auf seinem blutbeladenen Haupte vereinigte, brach in das Land ein (1397) und verwüstete es mit Feuer und Schwert. Am 3. Januar 1398 schlug er die Schlacht von Delhi und Delhis Schicksal war entschieden: der schreckliche Eroberer zog ein und was Jahrhunderte geschaffen und gesammelt hatten, wurde in kurzer Zeit ein Raub der Flammen, eine Beute räuberischer Horden. Zwar verließ Timur Delhi schon nach funfzehn Tagen, um in seine Heimath, Samarkand, zurückzukehren, aber diese kurze Frist hatte dem Wütherich genügt, sie in einen rauchenden Trümmerhaufen zu verwandeln, umstanden von Siegespyramiden, die er, ähnlich wie auf Bagdads Ruinen, aus Tausenden von Menschenschädeln hatte errichten lassen.

Der einmal eingetretene Zustand der Auflösung und Zerrüttung dauerte unter den nun folgenden Afghanendynastien der Sabats und Lodis das ganze funfzehnte Jahrhundert hindurch fort. Um dessen Mitte war Indien bereits in achtzehn Königreiche zerfallen, die in beständigen Fehden untereinander lagen und deren kleinstes das einst so mächtige Delhi war. Aehnlich blieb es bis zum Auftreten des Sultans Baber von Kabul, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Ein Enkel Timurs und der Alexander seiner Zeit, unternahm er 1519–1526 fünf Feldzüge über den Indus und eroberte so zunächst das seit Timurs Zeit von Tartaren beherrscht gebliebene Pandjah, nach dem Siege bei Panipat (20. April 1526) aber auch den Kaiserthron von Delhi und Agra und das später, wiewol ganz mit Unrecht, sogenannte Reich der „Großmoguls“, deren heutiger Repräsentant ebenfalls noch zu der von ihm gegründeten Dynastie der Baburiden gehört.

Schon sein Sohn Humayun hatte fortwährend mit Rebellionen und Verschwörungen, selbst unter seinen Brüdern, zu kämpfen, ja er mußte sogar vierzehn Jahre (1540—1554) im Exil zubringen, und konnte nur durch fremden Beistand, der ihm die Schlacht von Panipat (18. Juni 1555) gewinnen half, wieder auf den Thron gelangen. Ihm folgte bereits 1556 sein, erst vierzehn Jahr alter Sohn Akbar, von Mit- und Nachwelt mit Recht „der Große“ genannt, der größte Fürst der neuern Zeit in ganz Asien, ein weiser, musterhafter Regent, der ein halbes Jahrhundert hindurch unter dem Rathe seines gelehrten Ministers und Historiographen Abul Fazil, das Land mit Gerechtigkeit und Milde beherrschte und außerordentlich viel für Künste und Wissenschaften, für Straßen- und Ackerbau that. Sein Reich war so groß wie halb Europa, und hatte vierzig Millionen Einwohner, eine Armee von neunhunderttausend Mann und zweihundert fünfundsanzig Millionen Thaler Einkünfte. Akbars Politik war wesentlich eine Politik der Veröhnung, vor allem in Hinsicht auf Religion, und es gelang ihm in hohem Grade, die große Kluft auszufüllen, die bis dahin immer noch zwischen Orient und Occident, Brahmanenthum und Mohammedanismus bestanden hatte.

Delhi selbst, die prächtige, große Hauptstadt, die Timur in eine Stätte der greulichsten Zerstörung, einen Sitz der Pestilenz und Hungersnoth verwandelt, hatte sich nur langsam von diesem Schlage erholt, und erst unter dem großen Baber (1526—1530) war es wieder zur Residenz erhoben. Es wurde die Hauptstadt des Großmogulreiches. Doch schon Babers Nachfolger verlegten ihren Sitz nach andern Orten, und die Stadt blieb öde und todt, bis endlich im Jahre 1631 Schah Jehän auf den Trümmern des alten Delhi die neue Stadt gründete, die er an Stelle Agra's wieder zur kaiserlichen Residenz erhob. Er theilte sie in sechsunddreißig Quartiere und gab ihr den Namen Jehänabad, wie sie auch noch heute von den Mohammedanern genannt wird.

Aber Prunksucht und Verschwendung fingen an überhand zu nehmen. In Drangsb vollends, dem jüngsten Sohne Schah Jehäns, sollte auch wieder die alte böse Art hervorbrechen. Durch List und Gewalt den Vater ins Gefängniß werfend, seine Brüder ermordend, schwang er sich im Jahre 1656 auf den Thron, um unter dem Mantel der Religionschwärmerei, durch fanatische Verfolgung des Hinduglaubens, durch alle Arten der Barbarei und durch die blutigsten, zwanzig Jahre lang fortgesetzten Kriegszüge das Reich scheinbar zu heben, und es bis an den Kaxeristrom auszudehnen, während es im Innern erschöpft und untergraben wurde. Rasch wie es gestiegen, sank es herab; dem furchtbaren Despoten, der erst im Alter von neunzig Jahren mit Tode abging (1707), folgten eine Menge von Schattenkaisern, schwache Creaturen ihrer Minister und Feldherrn, die sich größtentheils mit Gewalt, durch Gift und Mord, gegenseitig aus dem Wege räumten;

auf allen Seiten rissen sich die Subahbars und Newabs bereits los und im Jahre 1717 war ganz Dethan verloren. Nadir, Schah von Persien, der habgierige blutdürstige Tyrann, während dieser fortwährenden Fehden vom Subahdar zur Hilfe ins Land gerufen, siegte bei Delhi 1738, raubte dem Reiche mehre Provinzen, dem Großmogul seinen Schatz, und verheerte Delhi selbst auf die gräßlichste Weise: er ließ dort dreißigtausend Menschen niedermegeln und erhob eine Brandschatzung von mehr als zweihundert Millionen Thalern. Auch die Siefhs machten sich frei, gründeten eine aristokratische Republik und plünderten nebst den Djats das Mogulreich, von Norden und Westen her; von Osten her stürmte das Afghanenvolk der Kohillas und von Süden her das durch glühenden Religionshaß getriebene Volk der Mahratten, der Kern der alten Kriegerkaste, den selbst Drangis nicht hatte überwältigen können, in das unglückliche Land, das bald aus der Reihe der selbstständigen Staaten scheiden sollte. Schah Allum II., der neunte Kaiser seit Drangis, und der letzte in der Reihe der regierenden Großmoguls, bestieg 1761 den Thron, trat aber bereits 1765 Bengalen gegen die unbedeutende Jahresrente von sechsundzwanzig Lach Rupien (etwa ein Silstiel der jährlichen Einkünfte aus dieser Provinz!) an die Engländer ab und verlor 1770 die Hauptstadt selbst an die Mahratten und zum zweiten Male, obschon nur vorübergehend, 1788 an den Kohillasfürsten Gholam Schadir, der die Grausamkeit hatte, ihn blenden zu lassen, aber durch Madhadji Sindia wieder vertrieben wurde. Der schwergeprüfte Allum setzte seine Scheinherrschaft bis zum Jahre 1803 fort, wo ihn Lord Lake nach dem Siege bei Delhi über die Mahratten vom Joch der letztern befreite, um ihn mit den Revenüen eines bestimmten Districts als jährliche Pension (damals 125,000 Pfund Sterling, seitdem auf 144,000 Pfund Sterling gestiegen!) und dem pomphaften Titel Schahschahi, „König der Könige“, in völligen Ruhestand zu versetzen; sein Reich wurde beschränkt auf die Citadelle und den Palast, dessen Eingänge bis auf die letzten Ereignisse englische Truppen besetzt hielten, indes ein englischer Resident (Commissary) unter dem Lieutenantgovernor zu Agra stehend, das Land regierte. 1806 starb er, 82 Jahre alt, mit Hinterlassung von 52 Kindern. Der älteste legitime Sohn bestieg, als Titularkaiser Abkar II., den Thron und erschwerte anfangs den Engländern die Erhaltung der Ruhe und Ordnung nicht wenig durch seine Serailintriguen. Er starb 80 Jahre alt im Jahr 1837 und sein Sohn Bahadar Schah folgte ihm auf dem Throne, ein ausschweifender Mann, der mit seinen Ministern und 600 Familiengliedern, darunter 200 Weiber, in stetem Unfrieden lebt. Nur zweimal im Jahre erscheint er öffentlich: wenn er die Djumamoschee und Humayuns Grab besucht. Wer ihm seine Aufwartung machen will, hat sich beim Hausminister zu melden und als Zeichen der Unterthänigkeit den „Nagar“ (circa 30 Thaler) zu zahlen, wofür er einen Ehrentitel, einen unbrauchbaren Säbel und ein desgleichen Ehrenkleid, aber keinen Sessel

im Durbar erhält, weil dieser nur dem Thronerben gebühre. Seit Lord Ellenborough dem Mogul unnöthigerweise den Nagar verwehrte, hat sich der alte Herr so tief gekränkt gefühlt, daß er bei der Königin von England Klage erhob und keinen Durbar mehr gehalten hat; auch Prinz Waldemar verzichtete auf die Ehre, so leid es ihm that, den Gruß, den sein königlicher Vetter ihm beim Abschied in Erdmannsdorf scherzweise aufgetragen hatte, nicht ausrichten zu können.

Wie demnach Delhi seit dem Jahre 1806 nur noch die Residenz eines Schattenkaisers ist, so ist es auch äußerlich nur noch ein Schatten von dem, was es einst gewesen. Doch hat sich die Stadt jetzt von neuem, unter der Herrschaft der Engländer, aus ihrem tiefen Verfall einigermaßen erhoben, und noch immer lebt ein Gefühl im Volke Indiens, daß die Macht, welche Delhi und die Person des Kaisers besitzt, auch der wirkliche Beherrscher von Hindostan ist, was schon manchen unabhängigen Staat veranlaßt hat, die Vasallenschaft bei der britischen Regierung nachzusuchen.

Ibn Batuta, der gelehrte, arabische Reisende und Gesandte Mahmud Togluks am Hofe von Peking, schildert um das Jahr 1340 Delhi, den „Neid der Welt“, als die größte Stadt Hindostans, und überhaupt des Islam im Orient; es bestand aus vier Städten, die zusammen nur eine bildeten und von einer elf Ellen dicken Mauer umschlossen waren. Zur Zeit Kaiser Drangisib, wird berichtet, habe die Stadt zwei Millionen und zu Anfang dieses Jahrhunderts noch eine halbe Million Einwohner gezählt. Im Jahre 1836 hatte sie einhundert dreißigtausend sechshundert zweiundsiebzig Seelen, wovon ein Fünftel Muhammedaner, außer den, den königlichen Palast bewohnenden tausend neunhundert Weibern und siebenhundert Männern und den dreißigtausend Bewohnern der Vorstädte, und während die Tradition der alten Hinducapitale ein Areal von mehr als einer Quadratmeile gibt, welches auch die heutigen Reste noch einnehmen mögen, hat sie jetzt kaum den zehnten Theil desselben. Trotzdem ist die Stadt aber noch immer ein wichtiges Emporium für Handel und Industrie und der Sitz vieler Reichen und Großen des Landes.

Wie ein großes steinernes Buch, in dem die Geschichte von Jahrtausenden niedergeschrieben ist, liegt Delhi vor dem sinnenden Beschauer. Wohin er den Blick auch richtet, überall sind es Trümmer- und Schutthaufen, die er findet; was noch übrig ist von den vier mächtigen Städten, die hier gestanden, und von den gewaltigen Prachtbauten, die für die Ewigkeit bestimmt waren, erscheint wie ein großer, ungeheurer Grabhügel, in dem ein Schwarm geschäftiger Ameisen sich angestehlet hat. Gärten und Paläste, Moscheen und Monumente, alles was dem Auge begegnet, predigt das ernste Wort: Sic transit gloria mundi! Hier, wie nirgend, lernt man das Wort verstehn, hier

wie nirgend ist der Ort, zu beherzigen, daß Erbauen leichter ist als Erhalten, und Zerstören leichter als Aufrichten. Der Wanderer muß unwillkürlich seinen Schritt hemmen, um die Werke zu bewundern, die der menschliche Geist und Wille ins Leben rufen, aber auch schauern vor dem Verwüstungsgreuel, den menschlicher Fanatismus anrichten kann. Gewichen ist von Delhi aller Glanz und alle Pracht, die ihm der energische Wille und das Beispiel des größten seiner Gründer verlieh; Barbaren und Nichtbarbaren haben das Ihrige gethan, dem stolzen Reich seine Krone zu rauben.

Von der antiken Hinduresidenz, dem Indraprastha, sieht man jetzt nichts mehr, als über weite Flächen zerstreute Schutthügel. Auch aus der Zeit der folgenden Dynastien sind wenige Ruinen übrig geblieben; aber der Glanz Delhis zur Zeit der Baburidenherrschaft ist noch in einigen schönen, mehr oder minder wohl erhaltenen Bauresten zu erkennen. Noch steht die von Schah Jehan errichtete, anderthalb Meilen lange, dreißig Fuß hohe und drei bis fünf Fuß dicke Stadtmauer mit dem zwanzig Fuß breiten Graben und den sieben kolossalen Prachtthoren, nach den sieben Hauptstädten Delhi, Lahore, Admir, Turkman, Mohur, Kabul und Kaschmir benannt und von den Engländern noch mit Bastionen von europäischer Construction versehen. Noch steht am Nordende der Stadt der große, eine halbe Stunde im Umfang haltende Residenzpalast Jehanabad, den Kaiser Jehan sich erbaute, weit größer als selbst der Kreml in Moskau, mit dem berühmten Audienzsaal, auf drei Seiten mit prachtvollen, vierzig Fuß hohen Mauern aus rothen Sandsteinquadern und rings von einem tiefen Wassergraben umgeben; noch erhebt sich in der Mitte der heutigen Stadt die von demselben Kaiser erbaute, großartige, mit prächtigen Verzierungen bedeckte, zweihundert sechzig Fuß lange Djuma- oder Jamunamoschee (auch Barra Musjid, das heißt große Moschee genannt), die größte unter den vierzig Moscheen Delhis, mit ihren beiden hundert dreißig Fuß hohen Minarets; noch endlich ragt, mitten unter den Ruinen von Altdelhi der von Kutab ud Din und dessen Sohn (1193—1220) errichtete Kutab Minar, die höchste Säule der Erde, ein kannelirter Schaft von rothem Sandstein und weißem Marmor, mit Koransprüchen bedeckt, unten acht und funfzig Fuß im Durchmesser haltend, und in vier Stockwerken, von kunstvoll durchbrochenen Galerien eingefast, zur Höhe von zweihundert acht und vierzig Fuß ansteigend. Auf dem obersten Absatz trägt der Kutab Minar einen kleinen, auf acht Säulen ruhenden Dom, zu dem man auf einer Wendeltreppe von dreihundert siebenundachtzig Stufen hinaufgelangt, um oben die herrlichste Aussicht zu genießen, ringsum über die ruinenbesaete, vom Djamnastrom durchschlängelte Wüste, bis hin im Süden zu den weißen und vergoldeten Moscheen und Minarets, welche aus den grünen Gärten und

ring umherliegende Hügel und Thäler, die sich im Süden hinziehen, überblicken zu können.

Hainen von Neudelhi sich erheben, im Norden zu einigen ansehnlichen Dörfern und britischen Cantonnements.

Dies sind nur die am besten erhaltenen Baudenkmäler Delhis, außerdem gibt es hier eine Menge anderer, die trotz all ihrer Verfallenheit noch immer imposant genug erscheinen, um den Ruhm ihrer Erbauer und den Glanz von Altdelhi zu verkünden; so namentlich der sechs Jahrhunderte alte Palast der Afghhanenkaiser, früher als Staatsgefängniß dienend, mit seinen festen Wällen und massiven Thürmen, und in einem seiner Höfe eine antike, zweiundvierzig Fuß hohe, mit Inschriften bedeckte, schwarze Metallsäule, den Feróz Kotalah (Feroz=Stab) einschließend; das über einem Gewölbe von achtundsechzig Zellen stehende Grabmal Humayuns, inmitten eines köstlichen Gartens, eine Meile im Süden der Stadt aus rothem Sandstein erbaut und mit Marmor ausgelegt; die riesenhafte Sternwarte Centur Mantar, eine halbe Meile südlich von der Stadt, mit Marmortreppen, kolossalen Quadranten und so weiter, 1724 erbaut von Djeising, Radjah von Djeipur, aber unvollendet geblieben; die Schahlimar oder die kaiserlichen Gärten, ein Werk von Schah Jehan, angeblich mit einem Aufwande von einer Million Pf. St. erbaut, jetzt aber größtentheils öde und verwildert und nur noch einen großartigen Park bildend, in dessen Schloß der britische Resident seinen Landsitz genommen hat. In der Glanzperiode Delhis müssen diese Gärten außerordentlich prachtvoll gewesen sein; noch jetzt in ihrem Verfall tragen sie zahlreiche Spuren ihrer frühern Schönheit. Noch sind sie voll von sehr alten Pomeranzen- und andern Fruchtbäumen, und überall finden sich Terrassen und Blumenbeete, hauptsächlich aus Rosensträuchen bestehend. Ein Bewässerungskanal von weißem Marmor mit kleinen Fontainen, in demselben Material in Rosetten ausgehauen, ist über die Beete hingeleitet. Am Ende des Gartens steht ein schöner achteckiger Pavillon, ebenfalls von Marmor und mit Mosaikblumen reich verziert. In der Mitte desselben befindet sich ein Springbrunnen und in einem Seitengange ein Bad. Die Fenster dieses Pavillons gewähren eine schöne Aussicht auf die Stadt mit ihren ausgedehnten, aber meist verlassenen und in Trümmer liegenden Gärten, Pavillons, Moscheen und Gräbern. Auch in jenem Pavillon ist jetzt alles öde und einsam; Bad und Springbrunnen liegen trocken, das Mosaikpflaster ist mit allerlei Geräth und mit Gartenkehricht bedeckt und die Mauern sind durch Vögel und Fledermäuse verunreinigt.

Der große oben erwähnte Palast Schah Djeahans, dessen nordöstlichen Theil diese Anlagen einnehmen, liegt nahe dem Djamna, unmittelbar an der Ausmündung des Kanals, der unter Djeahans Regierung fünf und zwanzig Meilen weit vom obern Djamna hierher geführt und im Jahre 1826 völlig wieder hergestellt, durch ganz Delhi geht; der Palast bildet ein unregelmäßiges Viereck von etwa eintausend funfzig Schritt Länge und zweihundert funf-

zig Schritt Breite, eingefast von einer vierzig Fuß hohen Mauer mit kleinen Bollwerken und Thürmen, und wird vom Prinzen wie folgt beschrieben: „Die Einfahrt, die wir auf Elephanten durchzogen, ist großartig. Ein hohes, massives Thor aus rothem Sandstein (aus dem auch die hohen Umfassungsmauern bestehen), mit einer Menge kleiner Kuppelthürme geziert, bildet den Eingang zu einem langen bedeckten Durchgang, aus dem man in einen weiten Hof tritt, der von einer Menge unscheinbarer Lehmhütten eingeschlossen ist und einen Marktplatz des Forts zu bilden scheint. Von hier aus führen mehre Straßen in den eigentlichen Palast. Dieser ist ein Städtchen für sich, es leben die Verwandten des jetzigen Kaisers, seine zwei Regimenter und seine Diener darin, zusammen gegen zwanzigtausend Menschen. Ein rothes Thor, oben mit offener Bogenhalle, führt zu dem zweiten Hofe. Dies ist der Platz, wo die Moguls ihre öffentlichen Audienzen hielten; im Hintergrunde einer Bogenhalle springt aus der Wand eine Art Erker vor, ein gewölbtes Dach, das auf leichten, durch arabische Bögen verbundenen Säulen ruht. Auf diesem Throne saß der Mogul und nahm aus der Hand seines Ministers, der auf einem Marmortisch stand, die Bittschriften entgegen. Die Säulen und Bögen sind mit leichten Verzierungen überzogen, während Pietra dura, Bildnisse, Vögel und Blumenstücke darstellend, die Hinterwand bedeckt. Hier ist mir ganz klar geworden, daß florentiner Steinarbeiter unter Schah Djehan in Delhi gewesen sind. Dieselben Muster, die ich in Florenz sah, fand ich hier wieder; auch sind europäische Vögel, Blumen und Früchte, die man hier gar nicht kennt, dargestellt und, was das Schlagendste ist: ein Orpheus mit der Zither in der Hand, von den Thieren umgeben, das bekannte Bild aus der griechischen Mythologie.“

„Noch ein kleiner Durchgangshof, und man tritt in den Dewankofß mit seiner Marmorhalle, in deren Mitte der berühmte Pfauenthron stand. Die Wände und die Decke sind mit Goldverzierungen bemalt, die neu den glänzendsten Eindruck gemacht haben müssen. Oben an den Bögen, welche den Thronhimmel tragen, steht in persischen Lettern die stolze Inschrift: „„Wenn ein Paradies auf Erden ist, so ist es hier — so ist es hier — so ist es hier!““ Jetzt ist man weit entfernt, es hier zu finden. Die eingelegten Blumenguirlanden, die auch diese Halle theilweis bedeckten, haben sehr gelitten, sie sind ausgenommen und verschleppt worden.“

„Der Palast, welcher noch, zunächst dem Djamnaström, einen Garten mit einer kleinen Moschee, Springbrunnen und so weiter enthält, hat eine etwas freundliche Lage. Der Garten mit seinen vielen Bäumen, so wie der Palast selbst, der mit allerhand Hütten verbaut und durch neue Bauwerke verunstaltet ist, sind sehr schlecht gehalten, und redende Zeugnisse von der Schlawheit und Geschmacklosigkeit des jetzigen Kaisers. Dieser ist im jetzigen

Augenblicke nicht in Delhi, sondern auf dem Lande, einige Stunden im Nordwesten der Stadt, wo er ein ganz erbärmliches Haus, von schmutzigen, armen Lehmhütten umgeben, bewohnt. So lebt der Nachkomme des großen Timur als ein besoldeter Privatmann, mit allen Ehren, die seinem Range gebühren, nicht viel besser als ein englischer Staatsgefangener. Sein Reich dehnt sich nur so weit aus, als die Mauern des Forts reichen; schon die Außenthore halten englische Wachen besetzt.“

„Die heutige Stadt,“ schreibt der Prinz Waldemar, „ist nicht besonders reich an Palästen, und gefiel mir nicht so, wie manche andere indische Stadt. Delhi ist wol regelmäßig gebaut, hat breite Straßen, wie man sie selten hier gewohnt ist, aber Schmutz und Armuth herrschen darin; viele Viertel bestehen aus Lehmhütten. Es braucht lange, bevor es sich, nach so vielen harten Schicksalschlägen erholen wird. Aus und über Hindutempeln sind Moscheen erbaut, und aus den Moscheen bauen sich die Engländer ihre Bangalos.“

Die Tracht der dortigen Einwohner schildert der Prinz folgendermaßen: „Um den Kopf gegen die furchtbare Sonnenglut zu schützen, lassen sie ihr Haar lang wachsen, darüber tragen sie den fest gewickelten kleinen Turban, und dann hängen sie Mittags noch sogar Tücher darüber. Die leichten, oft durchsichtigen, fliegenden weißen Gewänder stehen den graziösen braunen Gestalten sehr schön. Ich kann mich an den Menschen hier nicht satt sehen. Besonders sind die Kinder mit ihren großen schwarzen Augen allerliebste. Die Frauen gehen hier, im mohammedanischen Delhi, meist verschleiert, und wenn man sie ansieht, verschleiern sie sich noch mehr und bleiben oft stehen und wenden einem den Rücken; das thun besonders die älteren Frauen gern. — In den Hindustädten zwischen hier und Agra sind die Frauen hübscher, als wir sie irgendwo gesehen. Ihr Anzug ist eigenthümlich. Der obere Theil des Körpers ist, mit Ausnahme eines schmalen Leibchens um die obere Brust, ganz unbedeckt, und nur grade über den Hüften fängt ein breiter, langer Rock wie unsere Damenkleider an, den sie beim Gehen meist recht hübsch aufgeschürzt haben. Hinten über den Kopf hängt ein langer Schleier, gewöhnlich roth oder gelb, bis zu den Knöcheln herab. Vom Ellbogen bis zur Hand tragen sie fast ein Armband neben dem andern, auf den Zehen aber große Ringe und über den Knöcheln oft schwere silberne Spangen, die in der That, wenn mehre Frauen zusammen gehen, rasseln, als wenn Baugesangene mit ihren Ketten kämen. Die Frauen sind dort schön, und obgleich breit gewachsen, haben sie doch sehr kleine Füße und Hände und schöne Arme; besonders wenn sie die runden, irdenen Krüge auf ihrem Kopfe tragen, liegt so zu sagen etwas Majestätisches, Antikes in ihrem Gange. Beim Baden bleiben sie im Anzuge und hüllen sich ganz in den Schleier ein, unter dem sie, wenn sie dem Bade entsteigen, ihre Kleider sehr geschickt wechseln.“